

Die schwierigste Partitur für die Geigerin **Midori** schrieb das Leben, das sie zum Wunderkind bestimmte. Die in New York lebende Japanerin ist zu einer reifen, unverwechselbaren Künstlerin herangewachsen. Am 25. Oktober wird sie 30 Jahre alt. Ein Portrait von Uwe Prieser.

Jedesmal anders

Wenn Midori auf die Bühne kommt, ist ihre Zielstrebigkeit geradezu körperlich spürbar. Schritte, die immer ein wenig zu rasch für das lange Kleid, zu lang für die kleine, zerbrechlich wirkende Gestalt scheinen. Dabei ist sie vollkommen gelöst, mit einem Ausdruck auf dem Gesicht, der schon das Lächeln vorwegnimmt, mit dem sie sich gleich verbeugen wird. Als ginge sie zu einer bezaubernden Verabredung von großer Wichtigkeit. Und genau darum handelt es sich. „Wenn ich Geigespiele, fühle ich mich jedesmal so tief mit dem Komponisten verbunden, als begegnete ich ihm, und wir unterhalten uns“, erzählt sie. „Ich habe seine Welt betreten, und er die meine.“ In jedem ihrer Konzerte führt das – meist schon nach wenigen Takten – zu einem irritierenden Moment: Man hat plötzlich das Gefühl, Midori spiele ihre eigene Musik. Das Stück klingt dabei so unverbraucht, als würde der Komponist es ihr in diesem Augenblick in die Geige diktieren.

Midoris Konzerte sind Seelenwanderungen. Sie selbst nennt es „Kommunikation“. Nicht nur zwischen dem Komponisten und ihr. Ebenso zwischen Komponist und Publikum, Interpret und Publikum und schließlich ihre eigene Kommunikation mit sich selbst. „Komponist, Orchester, Interpret, Publikum – das geht alles ineinander auf. Für mich existieren da keine Grenzen. Ich will auch keine. Was ich will, ist meine Musik mit anderen teilen. Was eine Gabe wert ist, merkt man erst, wenn man sie mit anderen teilt.“

Sobald sie das kleine Tuch über die Kinnstütze legt, fällt alles von ihr ab, was nicht zur Musik gehört. „Wenn ich Geigespiele, gebe ich alles, was ich habe. Meine Erfahrungen, meine Gefühle. Alles, was ich weiß und kann und bin.“ Unmöglich, dass Midori, wie manch anderer Violinist, es schon einmal tut, ins Publikum lächelt. Oder mit dem Dirigenten ein flirtendes Einverständnis tauscht.

Gerade ist die Melodie von der Solovioline zu den Oboen gewandert, und wie Midori nun leicht vorgebeugt, die Violine am Arm herabhängend, versunken in das Orchester hineinhört, kommt nackt und bloß ihre Emotion zum Vorschein. Plötzlich wirkt sie vollkommen schutzlos, in ihrer seelischen Bewegung den Blicken des Publikums preisgegeben. Ihre Emotion ist jedoch absolut identisch mit den

Klängen. Und so ist die Musik, in der sie restlos aufgeht, zugleich ihr einziger Schutz.

Ein dutzend Takte weiter fliegen ihre schwarzen Haare um die Violine. Der graziöse Körper biegt und windet sich, als sei jeder Nerv, jede Muskelfaser an der Klangerzeugung beteiligt. Sie tanzt auf der Stelle, ohne es zu wissen oder zu wollen. Leidenschaften bilden sich auf ihrem Gesicht ab, so unmittelbar und zügellos, wie sie es sich in ihrer strikten Lebensdisziplin sonst niemals gestatten würde. Zu Tränen führen freilich kann Musik sie nicht. „Die Gefühle, die Musik in mir auslöst, sind viel tiefer, als dass ich ... Also, ich bin sowieso keine, die leicht weint.“ Und wenn sie tatsächlich einmal unglücklich ist, hilft ihr die Violine überhaupt nicht. „Dann will ich sie nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen.“

Je älter Midori wurde, umso sinnlicher und emotionaler wurde ihr Spiel. Schon mit vierzehn war es von vollkommener Schönheit. Ein biegsamer, schlanker Ton, der in seiner Reinheit und Klarheit geradezu etwas Keusches, Jungfräuliches hatte. Längst haben sich die Liebhaber des puren „Midori-Sounds“ auf neue Klänge einstellen müssen. Auf Interpretationen wie jene der Kreutzer-Sonate, wenn Verzweiflung und qualvolle Verlorenheit in materialhafter Härte unter ihrem Bogen aufschreiben.

„Wenn ich Geigespiele, will ich so nahe wie möglich an dem dran sein, was ich

Konzerte als Seelenwanderungen

tatsächlich gerade empfinde. Es geht darum, vollkommen aufrichtig zu sein. Gegenüber der Musik wie gegenüber den eigenen Gefühlen. Deshalb ist man ja immer wieder überrascht von dem, was man hört. Je freier ich mich in der Musik fühle, umso mehr passiert das Unerwartete. Man fühlt doch keinen Augenblick im Leben gleich. Deshalb muss auch Musik immer wieder neu klingen. Ich kann ein Konzert hundertmal spielen, und jedesmal klingt es anders. Das muss auch so sein. Sonst wäre es nicht ... [sie sucht nach einem Wort] ... Leben!“

Nach einem Tschaikowsky-Konzert kam sie einmal von der Bühne ins Künst-



lerzimmer: „Habt ihr gehört, heute abend klang es ganz anders als gestern.“ Sie strahlte. „Und noch ganz anders als auf der CD mit den Berlinern unter Abbado“, sagte ich. „Klar“, erwiderte sie, „ist doch fünf Jahre her“.

Bei jener Aufnahme im März 1995 war Midori gerade erst wieder auf die Bühne zurückgekehrt. Im Herbst noch hatte sie sämtliche Konzerte auf unbestimmte Zeit abgesagt. Sie fühlte sich nicht gesund. „Wir haben es doch gesagt“, zischten die Wunderkind-Skeptiker. Doch selbst Bernard Holland, der musikalische Scharfrichter der New York Times, korrigierte sich. Zu Midoris reinem, unendlich schönen Ton sei etwas Raues, Herbes hinzugekommen. Sie schwelge jetzt in stürmischen Leidenschaften und fände dabei immer neue Schattierungen in Tonfall, Tempo, Dynamik.

Wir sind heute in ihr Lieblings-Café auf der Upper Westside gegangen. Das „La Fortuna“ in der 73. Straße ist nur wenige Blocks von ihrem Apartment, von Avery Fisher Hall und Juilliard School entfernt. Früher hat sie zwischen Schule und Geigenstunde hier

oft Hausaufgaben gemacht. Da war Isaac Stern bereits ihr Mentor und Ratgeber. „In ihrem Spiel liegt unendlich viel mehr, als sie bis jetzt von Musik wissen kann“, erklärte Stern, nachdem ihm die elfjährige Midori zum ersten Mal vorgespielt hatte.

Vergnügt bläst die den Schaum von ihrem Milchkaffee. „Am Anfang hat Mister Stern oft gesagt: Midori, weißt du eigentlich, was du da spielst?“ Wie sie jetzt seine Stimme nachmacht und sich darüber amüsiert, erinnert sie mich an eine Aufnahmesitzung mit Christoph Eschenbach für ihre jüngste CD, Mozarts „Sinfonia Concertante“. Ehe sie zu spielen anfing, schlüpfte sie aus ihren Schuhen. Spielte

CD-Hinweise



Bartók, Violinkonzerte Nr. 1 und Nr. 2; Berliner Philharmoniker, Mehta Sony 1990; 45941



Dvorák, Violinkonzert; Romanze op. 11, Karneval-Ouvertüre; New York Philharmonic Orchestra, Mehta Sony 1989; 44923

Franck, Sonate für Violine und Klavier A-Dur; **Elgar**, Sonate für Violine und Klavier e-moll; Robert McDonald, Klavier Sony 1997; 63331

Paganini, 24 Capricen Sony 1989; 44944



Sibelius, Violinkonzert; **Bruch**, Schottische; Israel Philharmonic Orchestra, Mehta Sony 1994; 58967

Tschaikowsky, Violinkonzert; **Schostakowitsch**,

Violinkonzert Nr. 1; Berliner Philharmoniker, Abbado Sony 1998 (live); 68338

Midori Live at Carnegie Hall (Werke von Beethoven, Strauss, Chopin, Ernst, Debussy und Ravel); Robert McDonald, Klavier Sony 1991; 4674

Encore! Berühmte Zugaben verschiedener Komponisten Sony 1992; 52568



Neu Mozart, Sinfonia Concertante; Konzert für Violine, Klavier und Orchester; Imai, NDR-Sinfonieorchester, Eschenbach Sony 2001; 06868

den ganzen Vormittag barfuß, als ob so ein Sendesaal ihr Zuhause wäre. Und barfuß lief sie, die wippenden Schuhe in der Hand, zu den Hörproben im Kontrollraum quer durch den Saal.

Nun wird sie 30 Jahre alt. Mehr als die Hälfte ihres Lebens klingen ihr Hymnen in den Ohren. „Doch“, sagt sie leise,

„manchmal macht es mich verlegen. Immer noch. Aber ich mag es, wenn sie sagen, wie sehr es ihnen gefallen hat.“ Ihr Gesicht, gerade noch zart und verletzlich, verändert sich. „Aber wenn ich nicht zufrieden bin, bin ich nicht zufrieden!“ Als sie vorhin von Zu Hause fortging, sprangen ihre beiden Dackel an ihren Beinen hoch. Einer heißt Franz. Nach Franz Schubert. „Früher hätte ich nie daran gedacht, einen meiner Hunde so zu nennen. Aber das lag nur an meiner Ignoranz: Ich hatte einfach nie Schubert gespielt. [Schlägt die Hände vor die Brust.] Ach, ich liebe Schubert. Seine Musik ist wie Singen. Und Musik muss Singen.“ – „Aber Sie lieben doch auch Musik, die überhaupt nicht singt.“ – „Nein, Musik muss singen.“ – „Und was ist mit Szymanowski?“ – „Ich liebe Szymanowski. So eine wunderbare Struktur. Aber stimmt, nicht so singend. Ich liebe auch Bartók, ach, sämtliche Komponisten des 20. Jahrhunderts. Ich kann das nicht erklären ... [Nach einer Weile des Nachdenkens:] Ich liebe alles, was tief empfunden ist.“

Plötzlich fängt sie an zu lachen. „Als ich mal das G-Dur-Konzert von Mozart ge-

„Ich liebe alles, was tief empfunden ist“

spielt habe, kam ich von der Bühne und dachte: Oh, es ist so einfach, ein Lachen auf dem Gesicht zu haben, wenn ich mich nach einem Mozart verbeuge. Aber wenn ich Schostakowitsch gespielt habe, oh, mein Gott, da weiß ich gar nicht, was ich machen soll mit meinem Gesicht!“

Auf der Straße hat sie noch ihr Mozart-Gesicht. Wie immer, wenn sie mal für ein paar Tage in New York ist, hat sie zuviel zu tun. Morgen gibt sie für die von ihr gegründete Stiftung „Midori & Friends“ zwei Konzerte an Schulen in Queens. Die Stiftung macht Schüler in sozialen Problemvierteln New Yorks mit Musik ver-



traut. Midori gibt Konzerte, redet mit den Kindern, finanziert Unterrichtsmaterial, stellt Instrumente. „Wenn ich an einer Schule spiele, wo der Direktor von einem seiner Schüler erschossen wurde, weiß ich, wie wichtig gerade dort Musik ist.“

Im Fortgehen sagt Midori noch, sie habe genug Energie, um zwölf Stunden am

Tag Geige zu spielen. „Aber das mache ich nicht. Mein Lebensziel ist doch nicht, besser Geige zu spielen als irgendjemand sonst. Ich will ein Mensch sein. Ein Mitmensch.

Und ich will *alles*, was ich im Leben tue, so gut wie möglich machen.“ Das ist wörtlich zu nehmen. Ihr Psychologie-Studium, extern an der New York University, schloss sie sozusagen zwischen Beethoven und Bartók mit summa cum laude ab.

Ein paar Tage später erfahren ihre Konzertbesucher in Tel Aviv, dass die Frage, wie Bach oder Brahms heute wohl ihre Musik hören wollten, ganz unsinnig ist. Denn auch Komponistenseelen sind nicht immer gleich gestimmt und verlangen danach, was Midori ihnen auf ihre ganz eigene Weise gibt: Leben.

Die neue Hörigkeit



klassikradio
neue töne

Mehr als Ihr Ohr erwartet: Das Hörerlebnis mit den Highlights der Klassik, Filmmusik, Crossover und Top-Infos aus Wirtschaft, Börse und Lifestyle. Klassik Radio hören Sie u.a. in: Augsburg 92,2 MHz, Berlin 101,3 MHz, Flensburg 106,5 MHz, Frankfurt/M. 96,0 MHz, Hamburg 98,1 MHz, Kiel 97,4 MHz, München 107,2 MHz, Nürnberg 105,1 MHz, Regensburg 91,1 MHz, Sylt 89,8 MHz, Würzburg 92,1 MHz, bundesweit im Kabel, europaweit über Astra 1F und weltweit im Internet: **www.klassikradio.de**